

Für unsere Kinder

Nr. 2 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1911

Inhaltsverzeichnis: Der Feind. Von Christian Scherenberg. (Gedicht.) — Von süßen und anderen Düften. Von Jürgen Brand. — Die Geister am Mummelsee. Von Eduard Mörike. (Gedicht.) — Lebensgeschichte eines Massai. Aus „Durch Massailand“. Von Joseph Thomson. — Wundersame Reise einer Mühlenmaus und ihr trauriges Ende. Von Fr. Britschow. (Fortsetzung.) — Eichhörnchen. Von Friedrich Gille. (Gedicht.)

Der Feind.

Von Christian Scherenberg.

Der Adler lauscht
Auf seinem Horst;
Der Keiler raucht
Zum Kesselforst;
Das Kählein klinkt
Am Ast sich fest;
Der Wolf, er hinkt
Zum Selsenest;
Das Damwild streicht
Zum Dickicht ein;
Der Fuchs still schleicht
Zum Bau hinein;
Zum Ausflucht, hinflücht
Das scheue Reh;
Die Löffel spitzt
Der Has im Klee;
Die Ente duckt
Im düstern Rohr;
Das Fischlein guckt
Nicht mehr hervor;
Und alles schweigt
Im Hinterhalt —
Der Mensch sich zeigt —
Geht durch den Wald.

○ ○ ○

Von süßen und anderen Düften.

„Ah, wie köstlich!“ sagte mein Töchterchen und sog begierig den süßen Duft einer Rose ein. Und ihr, wenn ihr eine Rose unter die Nase haltet, werdet wahrscheinlich ähnlich euer Wohlgefallen äußern. Das wäre auch ein bedeutend wertvoller Mensch, dem der Duft einer Rose keine Empfindung des Wohlbehagens verursachte. Und nicht nur der Rose. Die Blumen in unserem Garten wetteifern förmlich mit ihren „süßen“ Düften um unsere Gunst.

Da sind die Lilien, die Nelken, die Reseden, die Veilchen und viele andere, die uns durch ihren Duft erfreuen. So wenig können die Menschen den Duft dieser Blumen entbehren, daß sie sich künstlich die angenehmen Düfte verschaffen, wenn Herbst und Winter den Blumenflor vernichten. Vornehme Damen, wenn sie im Winter ins Theater gehen, haben immer ihr „Fläschchen“ in der Tasche. Das darf nun aber beileibe niemand mißverstehen; denn in dem Fläschchen ist nichts anderes als ein „süßer“ Duft, etwa Veilchen oder Heliotrop oder so etwas; davon träufeln die Damen ein wenig auf das Taschentuch und duften dann selber wie eitel Blumen.

Daß man Blumenduft sozusagen auf Flaschen ziehen kann, das wußten wir schon, als wir noch ganz kleine Pennaltröten waren. Wir holten uns von Mutter ein Medizinglas und stopften so viel Rosenblätter hinein, daß es etwa zur Hälfte damit gefüllt war; die andere Hälfte füllten wir mit Wasser und schüttelten dann alles tüchtig durcheinander. Die armen Rosenblätter wurden davon allerdings recht unansehnlich, aber ihren Duft gaben sie an das Wasser ab. Das nannten wir dann Rosenwasser und bespritzten uns gegenseitig damit, bis wir selber wie Rosen dufteten; einige von uns haben das Rosenwasser auch getrunken und sich dann schnunzelnd den Bauch geklopft zum Zeichen, daß es vortrefflich schmeckte. Wirkliches „Rosenwasser“ duftet aber noch viel stärker als unser eigenes Fabrikat. Ihr könnt leicht den Versuch machen, wenn ihr euch aus der Apotheke einige Tropfen Rosenöl kauft und sie mit einer halben Weinflasche voll ganz klaren Wassers mischt. Rosenöl ist aber sehr teuer. In der Apotheke kann man außer Rosenöl noch sehr viele andere Pflanzenöle kaufen und mit deren Hilfe wohlriechende Essenzen (Parfüme) herstellen.

Wie mag es zugehen, daß alle diese Pflanzenöle so stark duften? Ist euch schon einmal das Unglück passiert, in eins eurer Bücher einen „Fettfleck“ zu bekommen? Dann werdet ihr auch wissen, wie schwer es hält, solch einen ekelhaften Stehimwege wieder wegzuschaffen. Man löscht, man schabt, man nimmt das heiße Bügelleisen zu Hilfe — nützt alles nichts, der Fleck weicht nicht von der Stelle. Mit den

starkduftenden Pflanzenölen ist das ganz anders. Den Versuch könnt ihr leicht anstellen: Giehet ein wenig Schwefeläther auf ein Stück Papier. Dann gibt's zunächst auch einen „Fettfleck“; aber wartet nur ein wenig, dann ist er weg, spurlos verschwunden; wo ist er geblieben? Er ist buchstäblich verdunstet. Genau so wird es gehen, wenn ihr statt des Schwefeläthers einen Tropfen Drangendöl oder Nelkendöl oder Rosenöl auf Papier träufelt. Alle diese Öle haben die Eigenschaft, sich an der Luft zu verflüchtigen; man nennt sie deshalb flüchtige Öle, und weil sie die Eigenschaft der Flüchtigkeit mit dem Äther gemein haben, auch ätherische Öle.

Die Verflüchtigung findet natürlich auch statt, wenn sich das ätherische Öl noch in den feinen Drüsen der Pflanze befindet. Winzig kleine Teilchen steigen in die umgebende Luft, gelangen auf die Schleimhäute unserer Nase und üben dort auf den Geruchsnerve einen Reiz aus; der Nerv telegraphiert den Reiz sofort nach dem Gehirn, und dann erst riechen wir den Duft, denn dann erst kommt er uns zum Bewußtsein. Daß tatsächlich Teilchen des ätherischen Oles in unsere Nase gelangen müssen, wenn wir den Duft wahrnehmen wollen, das läßt sich ohne Mühe beweisen. Setzt die herrlichst duftende Rose in ein absolut luftdicht schließendes Gefäß; dann möget ihr die Nase noch so dicht daranhalten, ihr werdet nichts vom Duft wahrnehmen. Oder noch einfacher, aber weniger angenehm: Ihr schafft euch einen gehörigen Schnupfen an, bei dem sämtliche Schleimhäute eurer Nase entzündet sind; dann werdet ihr von Dämpfen auch nichts bemerken, weil die Geruchsnerve unempfindlich gegen Reize sind. Aber ihr dürft mit diesem letzten Versuch ruhig so lange warten, bis sich der Schnupfen gelegentlich von selbst einstellt.

Nun bleibt noch immer eine wichtige Frage zu beantworten: Welchen Zweck hat eigentlich die ganze Einrichtung? Wenn ihr ein poetisch angelegtes Gemüt habt, werdet ihr mir diese Frage schon halb und halb übernehmen. Wie kann man überhaupt nur danach fragen! Warum die Rosen, die Veilchen, die Lilien duften? Nun, zu unserer Freude natürlich! Ihr seid völlig im Recht mit eurer Freude, und das wäre ein grausamer und törichter Mensch, der euch in eurer Freude stören wollte. Aber die Sache hat doch einen Haken. Wenn ihr Gelegenheit habt, so geht doch einmal um diese Zeit nach einem warmen Regen in den Einhornwald, dort hin, wo die hohen Fichten stehen; da wachsen im Dunkel der Nadelbäume

seltene Gebilde; „Hexeneier“ nennt sie der Volksmund. Aus einem schleimigen, eigroßen weißen Klumpen erhebt sich ein schneeweiß poröser Strunk, der oben eine dunkelgrüne spitze Haube trägt. Das Ganze ist ein Pilz und sieht sehr schön aus; aber — haltet euch die Nase zu — es stinkt. Abscheulich sogar. Darum hat man diesem Pilz auch den unschönen Namen „Stänker“ oder „Stinkmorchel“ gegeben. Der „Duft“ ist so stark, daß man den Pilz meist eher riecht als sieht. Da brauche ich euch wohl kaum erst zu fragen, ob euch dieser „Duft“ auch Freude bereitet? Eher Übelkeit. Aber es gibt dennoch Wesen, denen dieser Duft das Köstlichste ist, was sie sich wünschen. Das sind die großen Fliegen — „Brummer“ — mit dem glänzenden Hinterleib. Sie werden von dem starken Geruch herbeigelockt und setzen sich zu Dutzenden auf den grünen Hut, um ihn in kurzer Zeit zu verpeisen. Ihr seht hier also wieder einmal: Nicht nur der Geschmack, auch der Geruch ist verschieden. So viel ist aber sicher: Ohne den kräftigen „Duft“ würden die Fliegen den Leckerbissen nicht finden.

Viele andere starkduftende Pflanzen sind auf den Besuch der Insekten geradezu angewiesen; würden nicht die Insekten, ohne daß sie das wollen, den Blütenstaub der Staubblüten auf die Stempelblüten bringen, so könnte überhaupt gar keine Befruchtung zustande kommen. Ihr braucht nur an die allbekannte Salweide zu denken; sie gehört zu den „zweihäufigen“ Pflanzen, bei denen Staub- und Stempelblüten auf verschiedenen Pflanzen stehen. Da ist es möglich, daß die Pflanzen mit verschiedenen Blüten weit voneinander wachsen, so daß der Blütenstaub den langen Weg zu den Stempelblüten ohne die Hilfe der Insekten niemals finden würde. Die Insekten aber werden durch den starken Duft der Pflanzen angelockt. Ihr erkennt hieraus, wie groß die Bedeutung der Pflanzendüfte in der Natur ist. Indem sie die Insekten zur Befruchtung der Pflanzen herbeilocken, dienen sie der Fortpflanzung, der Erhaltung der Art. Ohne die Hilfe der Insekten würde also für diese Pflanzen die große Gefahr bestehen, daß sie zugrunde gingen, ohne Nachkommen zu erzeugen, in denen ihre Gattung weiterleben könnte. Vor dieser schlimmsten Gefahr werden sie durch die kleinen geflügelten Helfer bewahrt.

Ist es nicht, als ob auch die Pflanzen mit allen Fasern am Leben haften? Sie „wollen“ nicht zugrunde gehen, „wollen“ weiterleben in

ihren Nachkommen. Es ist das kein bemuhtes „Wollen“ wie bei uns, sondern ein Naturgesetz, dem sie unbewußt unterworfen sind. Ganz erstaunlich ist es, mit welcher Zähigkeit gewisse Pflanzen und Tiere am Leben hängen; doch ist dieses Kapitel so interessant, daß wir uns darüber demnächst in einer besonderen Betrachtung unterhalten wollen.

Ob schon ihr nun eingesehen habt, daß die Pflanzendüfte der Fortpflanzung dienen, so wird doch diese gewonnene Einsicht eure Freude an den süßen Düften nicht beeinträchtigen; im Gegenteil: das Wissen wird eure Freude nur erhöhen. Und so ist's recht; denn die Natur ist ein unerschöpfliches Füllhorn der Freude.

Jürgen Brand.

o o o

Die Geister am Mummelsee.

Von Eduard Mörike.

Vom Berge was kommt dort um Mitternacht
Mit Fackeln so prächtig herunter? [spät
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Mir klingen die Lieder so munter.

O nein!

So sage, was mag es wohl sein?

Das, was du da siehst, ist Totengeleit,
Und was du da hörst, sind Klagen.
Dem König, dem Zauberer, gilt es zuleid,
Sie bringen ihn wieder getragen.

O weh!

So sind es die Geister vom See!

Sie schweben herunter ins Mummelseetal —
Sie haben den See schon betreten —
Sie rühren und nezen den Fuß nicht einmal —
Sie schwirren in leisen Gebeten —

O schau,

Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Thor;
Sib acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
Und — drunten schon summen die Lieder.

Hörst du?

Sie singen ihn unten zur Ruh.

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
Sie spielen in grünendem Feuer;
Es geisten die Nebel am Ufer dahin,
Zum Meere verzieht sich der Weiber —

Nur still!

Ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! Ach hilf!
Nun kommen sie wieder, sie kommen!

Es orgelt im Rohr und es kirret im Schilf;
Nur hurtig, die Flucht nur genommen!

Davon!

Sie wittern, sie haschen mich schon!

o o o

Lebensgeschichte eines Massai.

Aus „Durch Massailand“. Von Joseph Thomson.

Hören wir von afrikanischen Völkern, so denken wir wohl zuerst an Neger. Und doch beherbergt Afrika, abgesehen von den in der Neuzeit eindringenden Europäern, sehr verschiedenartige Volksstämme, von denen manche mit der Negerrasse nichts gemein haben. So nehmen in Nordafrika weite Gebiete Völker ein, die keine Neger sind, nämlich Hamiten und Semiten. In der hamitischen Völkergruppe faßt der Forscher allerlei Völkerstämme zusammen, die ähnliche Sprachen sprechen, so die Berber von Marokko, Algier und Tripolis, die Fellahs, die Nachkommen der alten Ägypter und die gefährlichsten räuberischen Tuaregs der Sahara. Durch die Sprache steht der hamitischen Völkergruppe nahe die semitische, deren bekannteste Vertreter die Juden und Araber sind. Auch in ihrem Äußeren unterscheiden sich manche semitische und hamitische Völker nicht allzusehr. Die Urheimat der Semiten war wohl Arabien. Von Arabien aus drangen schon in alten Zeiten semitische Stämme in Afrika ein; besonders stark aber breiteten sie sich in Nordafrika aus, nachdem im siebten Jahrhundert die Religion des Islams entstanden war und von ihren Bekennern mit dem Schwerte weit in die Länder verbreitet wurde.

In Südafrika stechen von der dunkelfarbigen Negerbevölkerung hellfarbige Völker oder vielmehr Völkerreste ab, die Hottentotten und die zwerghaften Buschmänner. In Körperbau, Sprache und Lebensgewohnheiten unterscheiden sich diese stark von den sie umgebenden Bantunegern, von denen sie im Verein mit den Europäern verdrängt werden, und zu denen die Hereros und Zulus gehören. Wohl verwandt mit den Buschmännern sind die geheimnisvollen Zwergvölker in den Urwäldern Innerafrikas, die scheu jeder Berührung mit Negern so gut wie mit Europäern ausweichen. Im Sudan, am Oberlauf des Nil und in Ostafrika gibt es viele Völker, bei denen es schwer hält zu sagen, ob sie zu den Negern zu rechnen sind oder nicht. Verglichen mit Bewohnern anderer Weltteile, weisen sie wohl mit den Negern gemeinsame Züge auf, unterscheiden sich

aber bei näherer Betrachtung doch wieder von diesen, sei es in Körperbau, Hautfarbe, Haarbildung, sei es in Sprache und Sitten. Manche dieser Volksstämme stellen in körperlichen und geistigen Merkmalen einen Übergang zwischen den hamitisch-semitischen Völkern des Nordens und den Negern dar und sind wohl durch Vermischung dieser Völkerrassen entstanden.

Ein solches Volk, das sich in vielem scharf abhebt von den Negern, sind die Massai Ostafrikas. Sie haufen in den Steppen um die Berge Kenia und Kilimandscharo im Osten des Viktoriasees. Die Massai sind meist hohe, sehr schlanke Menschen. Sie haben nicht die breite, platte Nase und die wulstigen Lippen des Negerz, sondern ihre Gesichtsbildung mutet durch die schmalen, schiefen Augen, die vortretenden Backenknochen und das spitze Kinn eher mongolisch an. Auch sind ihre Haare nicht so kraus wie bei Negern. Ihre Sprache gehört zu der hamitischen. Doch besitzen die Massai in Sprache wie in Sitten und in ihrem Aussehen auch mancherlei semitische Züge. Und einige Forscher behaupten geradezu, die Massai seien ein semitisches Volk, das in uralten Zeiten von Arabien aus in Afrika einwanderte. Hier vermischten sie sich dann mit Negern, wie denn auch das Negerblut bei manchen von ihnen stark zum Ausdruck kommt. Nach ihren Überlieferungen kamen die Massai von jenseits des großen Wassers ins Land; es ist aber nicht sicher, ob unter dem großen Wasser wirklich das Rote Meer, oder Nil oder Viktoriasee zu verstehen ist.

Die Massai sind Viehzüchter, Jäger und Krieger. Ihre Stämme ziehen mit ihren Viehherden in der Steppe umher. Doch wie alle Nomadenvölker können sie von Viehzucht allein nicht leben, sondern sind darauf angewiesen, allerlei Erzeugnisse von sesshaften Völkern zu beziehen. Dies geschieht auf friedlichem Wege durch Tausch, noch öfters aber auf gewaltsame Weise durch Krieg und Raub. Und so bildeten die Massai auch den Schrecken der ackerbaureisenden Neger in ihrer Nachbarschaft, von denen sie Tribut erpreßten. Ebenso waren sie aber bei den Händlern gefürchtet, die von der Küste aus ins Innere zogen, um Sklaven und Elfenbein einzutauschen. Aber auch unter sich lagen die kampflustigen Massai in beständiger Fehde. Doch ebenso wie die Indianer Nordamerikas den Bleichgesichtern weichen mußten, sind die freiheitsliebenden Massai der überlegenen Gewalt der Engländer und Deutschen unterlegen, die in

letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts in ihre Gebiete eindringen. Mit ihren Schwertern und Speeren konnten die Massai gegen die Feuergewehre nicht aufkommen. Furchtbare Seuchen vernichteten vollends ihre Macht. Durch die Rinderpest verloren sie fast alle ihre Viehherden. So ist die Zeit nicht mehr fern, wo das kriegerische und blutdürstige, aber auch tapfere und stolze Volk der Massai ausgestorben sein wird.

Im folgenden geben wir das Lebensbild eines Massaikriegers, wie es in dem Buche des Engländers Thomson geschildert ist.

* * *

Vor vielen Jahren kam im Massailand eine Frau nieder. Ihre Umgebung war nicht gerade prächtig ausgestattet oder auch nur besonders bequem. Das Weib lag auf keinem besseren Bette als einem gegerbten Ochsenfell, das auf der nackten Erde ausgebreitet war. Die Hütte, welche vor den brennenden Sonnenstrahlen oder der kalten Nacht beschützte, war nicht sehr wohllich. Sie erreichte höchstens eine Höhe von 1 Meter und mochte 3 Meter lang und 1 1/2 Meter breit sein. Sie war gebaut von Zweigen, die übergebogen und untereinander verschlungen waren und dem Gebäude eine Art flaches Dach mit abgerundeten Kanten gaben. Um den Wind abzuhalten, war eine Mischung von Viehdünger und Lehm über das Dach gebreitet. Das reichte für die trockene Jahreszeit hin, und für die Regenzeit wurden noch Häute darüber gelegt. Die Lür war so klein wie möglich.

Die Hütte gehörte zu einem Kraal, das heißt zu den vielen Hütten, die zusammen eine große kreisförmige Fläche einschlossen, in welche für die Nachtzeit das Vieh getrieben wurde. Da dieser innere Raum niemals ausgemistet wurde, so hatte er sich in eine Düngrstätte verwandelt. Um den Kreis der Hütten herum zog sich ein starker Verhau von Dornen- und Gesträuch, zum Schutze gegen wilde Tiere und zur Verteidigung gegen feindlichen Angriff.

In der Hütte war eine Anzahl von Frauen versammelt, um zu plaudern und zu helfen. Soweit es der enge Raum zuließ, trieben sich Kälber und Ziegen zwischen ihnen herum. Große Kalabassen, das sind Kürbisflaschen, lagen in einer Ecke, und in einer anderen stand ein grob gemachter irdener Kochtopf. Flöhe hüpften in Scharen umher, und die schwachen Weiber machten Jagd auf sie oder wehrten die unzähligen zudringlichen Fliegen ab.

Die Geburt ging leicht und glücklich vorüber. Die ganze Geschichte verursachte keinerlei Aufregung. Nur hörte es die Mutter mit tiefer Freude, daß „es“ ein Junge sei. Mädchen stehen in trauriger Misachtung bei den Massai. Diese würden es vorziehen, nur Jungen zu bekommen. Keine Festlichkeiten wurden aus Anlaß der Geburt des kleinen Massai veranstaltet. Die glückliche Mutter waltete am anderen Morgen bereits wieder ihrer häuslichen Pflichten, als ob nichts Ungewöhnliches sich ereignet hätte. Auf ihrem Rücken ruhte der Neugeborene, warm unter einer Ochsenhaut versteckt, welche die einzige Bekleidung der Mutter bildete.

Für das erste und zweite Jahr kämpfte der künftige Krieger seinen Kampf ums Dasein durch, indem er seiner Mutter Milch zu sich nahm. Dann fing er an zu sprechen. Nachher entdeckte er seine Beine und begann zu gehen. Seine hervorbrechenden Zähne übte er an einem großen Klumpen Rindfleisch. Das war wohl eine sehr tadelnswerte Neigung unseres jungen Freundes, denn sie ist jedenfalls an jener eigentümlichen Stellung der Zähne schuld, die er mit seinen übrigen Stammesgenossen gemein hat und die uns Europäern so häßlich erscheint. Da der Kieferknochen noch weich, das Zahnfleisch noch zart, das Rindfleisch aber zäh und lederartig war, so wurden die Zähne nach außen und auseinander gedrängt, bis sie wie vereinzelte Fangzähne aussahen. Merkwürdig ist auch, daß das Zahnfleisch eine sehr dunkelblaue Farbe hatte. Keine dieser Eigentümlichkeiten schadete jedoch dem kleinen Massai in den Augen seiner Umgebung. Die Massai halten eben manches für schön, was uns häßlich erscheint, ebenso wie ihnen vieles als häßlich gilt, was wir für schön erachten.

Als Knabe war Moran — El Moran, Krieger, heißt jeder erwachsene kriegsfähige Massai —, so wollen wir den Kleinen der Bequemlichkeit halber nennen, ein äußerst hübscher Junge; auch Europäern hätte er als schön gegolten — solange sein Mund geschlossen blieb. Er war ein wirklicher kleiner Teufel. In sehr frühem Alter schon hing sich Moran nicht mehr an seine Mutter, sondern ahnte mit seinem kleinen Bogen und Pfeilen die größeren Jungen bei ihren Spielen nach. Da er keine Wäsche schmutzig machen konnte, so erregte er bloß seiner Mutter Gelächter, wenn er mit einer Kruste von Schmutz bedeckt nach Hause kam. Auch die Schrecken der Badewanne brauchte er nicht über sich ergehen zu lassen.

In einer Anwendung von Zärtlichkeit und von dem Glauben geleitet, daß eines Tags Moran sich einen Namen machen würde als Schädelzerschmetterer und Viehräuber, bereitete jedoch seine Mutter zuweilen eine wohlriechende Salbe von Fett und Lehm und bestrich ihn damit, bis er in dem Glanze erschien, der einem Massaiherzen so teuer ist. Dann brüstete er sich in all dem Stolze, den ein Junge zu zeigen pflegt, der einen neuen Anzug bekommen hat.

So verstrichen Morans Tage, und er rückte in die Rangstellung eines eigentlichen Knaben ein. Er wurde mit einem wirklichen Bogen und Pfeil ausgerüstet, ein viereckiges Stück Schaffell wurde über seine linke Schulter gebunden, die Beine blieben ganz nackt. Er begann jetzt, nicht den Schnurrbart zu pflegen, sondern seine Ohrläppchen; das heißt, er bemühte sich, sie so weit auszu dehnen, bis sie beinahe seine Schultern berührten und er fast seine Faust durch die auseinandergezerrten Teile des durchbohrten Ohrläppchens hindurchstecken konnte. Zu dem Ende wurde erst ein dünnes Stäbchen durch das Ohrläppchen gesteckt und allmählich durch ein immer dickeres ersetzt, bis ein Stück Elfenbein von 5 Zentimeter Länge quer durchgetrieben werden konnte.

Unser Held sah nun sehnsüchtig dem Tag entgegen, an dem er zum Krieger erklärt werden würde. Mittlerweile mußte er sich aber nützlich machen, indem er Ziegen und Schafe hütete. Das war Morans erstes Amt. Zugleich erwarb er sich dabei einige Kenntnis des umliegenden Landes, weil seine Sippschaft keinen festen Wohnsitz hatte, sondern von einem Weidgrund zum anderen wandern mußte. In der trockenen Jahreszeit zogen sie von der Ebene aufs Hochland, und in der Regenzeit wanderten sie zurück. Auf diesen Wanderungen trugen die Esel die Hälfte des Hausrats, seine Mutter schleppte die andere Hälfte und baute auch nachher die Hütte auf.

Von Zeit zu Zeit hörte Moran die Erwachsenen laut heulend Worte an ein ungesehenes Wesen richten, Ngai genannt, das ist Geist oder Himmel. Man sagte ihm, der Wohnort des Ngai befände sich auf dem ewigen Schnee des Kilimandscharo, und der Donner des Doenje-Engai — eines noch tätigen Vulkan — sei seine Stimme. (Fortsetzung folgt.)

Wundersame Reise einer Mühlenmaus und ihr trauriges Ende.

Von Fr. Pittschow. (Fortsetzung.)

Flix nahm Abschied von der guten Feldmaus und wanderte rüstig weiter. Der volle Mond war mittlerweile aufgegangen, und sein bleiches Licht ließ in weiter Ferne zartblaue Berge erkennen. Von Zeit zu Zeit verfinsterten schwarze Wolken den Mond. In der weiten Einsamkeit ward dem tapferen Flix recht wunderlich zumute. Dann dachte er an die Mühlenmäuse daheim und an die schrecklichen Katzen. Da fiel ihm das Wandern wieder leicht, und mutig strebte er der Ferne zu.

II. Flix kommt zu den Fröschen und hernach zu den Windmühlenmäusen.

Nachdem er längere Zeit, ohne zu rasten, dahingewandert war, machte Flix endlich auf einem Hügel Halt, um ein wenig zu verschlafen. Der Weg war sehr beschwerlich, Flix hatte immerfort steigen und klettern müssen. Vor ihm senkte sich die Landschaft und gestattete einen freien Ausblick. Weit hinten gewahrte er einen leuchtenden Fleck, der, wie er bald erkannte, von einem mondbeschiedenen Dache herrührte. Das mußte das Dach der Mühle sein, von der die gute Feldmaus gesprochen hatte, und die sein nächstes Ziel bildete. Nach kurzer Rast ging er mit frischem Mute darauf zu. Aber der Weg zog sich noch lang hin.

Wie er weiter wanderte, tauchten vor ihm in der Ferne noch mehr im Mondschein glänzende Dächer auf. Flix, der vorher nie die Wassermühle verlassen hatte, hatte noch nie ein Dorf, geschweige denn eine Stadt gesehen und konnte sich kaum vorstellen, daß es so viel Häuser auf einem Fleck geben könne. Doch horch — war das nicht ein Plätschern und Gurgeln wie von einem fließenden Wasser? Wichtig! So plätscherte und gluckste auch der Bach daheim. Und als nach einer Weile der Mond wieder hinter dunklen Wolken hervortrat, da leuchtete im Wiesenland hier und da ein silberheller Streifen auf. Ein Bächlein war's, das im Glanze des Mondenlichtes glitzerte.

Wo ein Bach ist, da ist auch eine Mühle, dachte Flix. Und in der Mühle traf er auch Mäuse, das wußte er. Schon konnte er die Umrisse der nahen Mühle jenseits des Baches deutlich erkennen. Diese Mühle schien aber viel höher und schmaler zu sein als die Mühle

daheim, und vier lange Arme waren daran. Was sollte das bedeuten?

Flix stand abermals still und lauschte. Das Gurgeln des Wassers ertönte ganz nahe, und eigentümlich gedehnte Laute erklangen. Vorsichtig trippelte er weiter. Durch hohes Gras mußte er sich hindurcharbeiten, und so kam er nur langsam vorwärts. Jetzt glitzerte ihm auch schon das Wasser durch die Halme entgegen. Flix schaute bachabwärts und bachaufwärts, konnte aber nirgends einen Steg erblicken. Wie sollte er zu der Mühle hinübergelangen?

Da, mit einem Male, raschelte es vor ihm im Grase, und klatsch — pardaus sitzt plötzlich ein dicker Frosch vor dem erschrockenen Flix. Der Frosch gloht ihn mit seinen großen runden Augen an und fragt:

„Woher, wohin?“

Die Stimme klang zwar fremd, aber nicht unfreundlich, und Flix faßte wieder Mut. Er erzählte, daß er zum König aller Mäuse reise. Alsdann frug er den Frosch nach seiner Wohnung. Der Frosch antwortete:

„Ich wohne hier im Gras am Bach
Und spüre gar kein Ungemach.
Wozu wohl brauchte ich ein Haus?
Ich komme hier ganz prächtig aus!
Erst wenn der Winter bricht herein,
Kriech' ich in den Schlamm hinein.
Sobald die Frühlingslieder klingen,
Will ich im Grase wieder springen.“

Flix war über die Rede des Frosches sehr erstaunt. Doch es fiel ihm ein, daß er zur Mühle hinüber müsse. Er fragte den Frosch nach dem Stege, auf dem er das Bächlein überschreiten könne.

Der Frosch schüttelte bedächtig den Kopf. Weit und breit gab es keinen Steg. Da war guter Rat teuer. Nach einigem Nachdenken machte er sich mit Flix auf den Weg zu seinen Geschwistern und Gevattern, um mit ihnen den Fall zu beraten. Das Bächlein wurde immer breiter und das Ufer immer sumpfiger. Flix hörte eine seltsame Musik, die immer lauter ertönte, je weiter die zwei im Grase vordrangen. Der Frosch erklärte dem ängstlich dreinschauenden Flix, daß seine Verwandten noch eine Sefangübung in der warmen Spätsommernacht abhielten. Die Frösche seien die größten Künstler in der Musik, und namentlich seien die Konzerte seiner Sippschaft weit und breit berühmt.

Der Grasswuchs hörte nunmehr ganz auf, und das Ufer wurde frei. Sie wanderten über schlüpfrigen Boden. Klitsch-klatsch sprang

der Frosch ganz gemüthlich darüber hin. Sein breiter Bauch und die Schwimnhäute zwischen den Beinen leisteten ihm dabei gute Dienste. Der arme Flix aber sank mit seinen zarten dünnen Beinchen tief ein und kam nicht mehr vom Fleck. Laut piepste er voller Todesangst. Schnell sprang der dicke Frosch hinzu und ließ gutmüthig Flix auf seinem breiten Rücken Platz nehmen. Zwar kam Flix der Rücken des Frosches unangenehm kalt vor, doch wurde er auf ihm wohlbehalten durch Schilf und Sumpf zu ein paar mächtigen Erlen getragen. Hier im hohen Schilf sang und musizierte eine große Schar von Fröschen. Sie sangen so schön sie konnten. An den Wurzeln der Bäume war trockenes Land. Hier reinigte sich Flix vom Schlamm. Dann machte er es sich in der Wurzelhöhle einer riesigen Erle recht gemüthlich und lauschte dem Gesang der Frösche. Die Frösche sangen:

„Quak—quak, quakerat —
Wir musizieren früh und spat.
Quak—quak—quakerill —
Mag auch kommen, wer da will.
Quakerer und quate fein —
Nur darf's der Klapperstorch nicht sein.
Quakeriz,
Donner, Blitz;
Quakerer,
Nix und Her,
Selbst die Necken
Nicht uns schrecken.
Nur der Storch,
Storch, hörch.“

Da platschte der dicke Frosch herbei und störte Flix in seinen Betrachtungen. Sechs andere Frösche folgten ihm in plumpen Sprüngen. Sie wollten den tapferen Flix sehen und ihm Beistand leisten. Aus ihren Reden erfuhr Flix, daß der dicke Frosch Springwitz hieß. Springwitz nahm Flix nun ohne viel Federlesen wieder auf seinen breiten Froschrücken, und heidi-hopps ging es in den Sumpf hinein. Der Schlamm spritzte nur so zur Seite, und Flix hielt sich ängstlich fest. Jetzt ging es durch einen schmalen Gang im Schilf — vorsichtig und langsam, denn zu beiden Seiten gähnte schwarzes Wasser. Hinter ihnen folgten die sechs Frösche. Plötzlich sah Flix vor sich eine weite Wasserfläche. Ganz dicht am Ufer hielt Springwitz an, und die sechs Frösche machten einer nach dem anderen ihren schönsten Kopfsprung ins Wasser. Daß spritzte und gluckste, daß dem armen Flix Hören und Sehen verging.

Am Rande des Schilfes waren allerhand abgebrochene Zweige und Rindenstücke angetrieben, an denen sich die sechs Frösche zu schaffen machten. Sie zogen ein größeres Rindenstück hervor und trieben es vor sich her. Flix hätte beinahe über die vielen eifrig zapfelnden Froschbeine gelacht. Als das Rindenstück vor ihnen anlegte, sprang Springwitz mit einem Satz hinein, so daß Flix fast heruntergefallen wäre. Hu — das Wasser, dachte Flix, wenn nur alles gut abläuft. Springwitz sprach, als er die Angst des Flix bemerkte:

„Flix, nur nicht so furchtsam getau,
Hier bist du sicher im Rindentag.
Die Frösche rudern sicher und fleißig,
Und siehst du am Ufer drüben das Reißig?
Dort rudern wir hin, dort werden wir landen,
Dann ist auch all deine Angst überstanden.“

Und schon stießen sie am anderen Ufer an. Springwitz sprang hinüber, setzte Flix auf's trockene Land und sprach zum Abschied:

„Seht heißt es für dich auf den Weg gemacht;
Und spute dich, bald ist es Mitternacht.
Ich glaube, du mußt noch lange laufen
Und kannst dich nirgends recht verschmauen.
Doch wohin nun dich führt die Reise,
Das sagen dir die Windmühlennäuse.“

Flix konnte den gutmüthigen Fröschen nicht einmal für ihre Freundlichkeit danken, denn schon waren sie im Wasser verschwunden. Nun war er wieder allein. Aber er hatte keine Zeit, über sein Abenteuer nachzudenken. Nicht lange dauerte es, da stand er vor der Mühle. Er wunderte sich auch sehr über das Außere dieser Mühle, die nicht einmal am Bache stand, aber sein Grübeln nützte nichts, er mußte hinein. Durch einen Spalt in der Tür schlüpfte er in das Innere, und bald war er in der Vorratskammer von vielen Mäusen umringt, die ihn neugierig betrachteten. Flix bat, vor das Oberhaupt der Mäuse geführt zu werden. Zwei Mäuse nahmen ihn in ihre Mitte und geleiteten ihn zum Oberhaupt. Diesem mußte Flix von dem Zweck und Ziel seiner Reise erzählen. Als er geendet, sprach das Oberhaupt der Mäuse:

„Du wanderst nun schon die halbe Nacht
Und hast dich zu uns hierher gemacht.
Recht lange noch kann die Reise dauern,
Noch manche Gefahr wird dich umlauern. —
Doch, du wirst gewiß etwas Hunger verspüren,
Dum laß dich zunächst in die Küche führen.
Dort findest du Schinken, Brot und Würst —
Auch etwas Milch für deinen Durst.“

Flix begab sich in die Küche und kostete von allen Leckerbissen. Zwischendurch erzählte er den ihn umdrängenden Mäusen von seiner Wanderung und seinen Erlebnissen. Er konnte es aber nicht unterlassen, sich nach dem Namen der Mühle zu erkundigen; auch wollte er wissen, wer die Mühle antreibe, da doch die Mühle abseits des Baches auf einem Hügel stehe. Eine Maus antwortete etwas spöttisch:

„Ihr Mäuse, der Flix ist weit gereist
Und weiß nicht, wie unsere Mühle heißt.
Die Arme am Haus sind da für den Wind,
Der bläst hinein, frisch und geschwind.
Die Windmühle auf einem Hügel steht,
Damit der Wind besser die Flügel dreht.
Dann läßt das Werk mit Klipp und Gerasser
So gut, wie in der Mühle am Wasser.“

Flix ärgerte sich, daß er ob seiner Unwissenheit von den Mäusen verhöhnt und verlacht werde. Er wollte nicht länger in der Windmühle verweilen, und begab sich eiligst wieder zum Oberhaupt der Mäuse, um sich nach seinem weiteren Wege zu erkundigen. Sie erkletterten zusammen ein Fensterbrett, von dem aus sie das ganze Land übersehen konnten, das im Mondschein vor ihren Blicken lag. Das Oberhaupt der Mäuse aber sprach:

„Nun geh und mache nirgends Halt,
Dann kommst du an den dunklen Wald,
Der dort in der Ferne in großen Flächen
Sich ausdehnt zwischen Wiesen und Bächen.
Doch ehe der Morgen bricht herein,
Mußt du im sichern Schlupfwinkel sein.
Mehr kann ich dir selber leider nicht sagen,
Du mußt dich im Walde selbst weiter fragen.“

Mit Worten des Dankes nahm Flix Abschied von den Windmühlenmäusen. Mitternacht war längst vorüber, der Mond ging schon unter, und in den tiefen Feldern und Wiesen war von dem Walde nichts zu sehen. So kam es denn, daß Flix sich verirrete und plötzlich wieder vor dem Bächlein stand.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Eichhörnchen.

Von Friedrich Güt.

Eichhörnchen auf dem Tannengipfel,
Es lugt hinauf, es lugt hinunter;
Da wiegen sich im Wind die Wipfel,
Auf einmal wird Eichhörnchen munter:
 Und geschwind
 Wie der Wind
Schwingt es sich droben im lustigen Raum,
Springt es hinüber zum anderen Baum.

Von Zweig zu Zweig, von Ast zu Ast
Hüpft es

Und schlüpfst es
Zu fröhlicher Hast. —
Nun sitzt es wieder

Zusammengeduckt,
Wiegt auf und nieder
Sein Köpschen und guckt.

Schaukelt sich hin und schaukelt sich her,
Schaukelt und gankelt die Kreuz und die
 Quer. —

Doch jetzt auf einmal hält es still
Wie eins, das sich besinnen will;
Und wieder klettert's frisch und munter
Den Baum hinauf, den Baum hinunter.
Einen Augenblick, weg ist's, husch, husch!
Dort sitzt es mitten im Haselbusch
Und hält mit seinen niedlichen Füßchen
Als wie mit Händchen ein Haselnüßchen,
Karpelt und knuspert und zwickt und zwackt,
Bis es die Schale hat aufgeknackt.

Da noch ein Nüßchen und dorten noch eins.
Nach und nach alle und ganz zuletzt feins.
Keines mehr hier und keines mehr dort,
Also muß Eichhörnchen gleich wieder fort.

Hopp, einen Schwung,
Hopp, einen Sprung.
Und hurtig geht's im geschlängelten Lauf
Den Eichbaum bis zum Wipfel hinauf.
Da droben ist Eichhörnchens heimliches
 Haus,

Da schlupft es hinein, und da guckt es heraus
Und schaut, geborgen in guter Ruh,
Da drunten dem Jägerburschen zu,
Wie er die Büchse so ladet und spannt,
Und wie er listig lauscht und lauert
Und neben ihn der Hund sich fauert,
Bis Hirsch und Rehbock kommt gerannt.
Doch springt auch nur daher ein Hase,
Eichhörnchen hält gar gute Wacht
Und wirft dem Jäger auf die Nase
'ne Eichel, eh die Büchse kracht.
Und wenn's auch fürchtlich blitzt und knallt,
Geht doch der ganze Schuß daneben. —
Eichhörnchen, Eichhörnchen im grünen Wald
Was führst du für ein lustiges Leben!

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Jettin (Gundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. F. W. Nees Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.